

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 26

Artikel: Die Rose im Gesangbuch [Schluss]

Autor: Diers, Marie

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennepodse in Wort und Bild

Nr. 26
XX. Jahrgang
1930

Bern,
28. Juni
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Sommerabend.

Von Paul Müller.

Die Sonne sank in müder Pracht,
Nun scheint das Dorf zu träumen;
Ein Windlein hat sich leis' entfacht
Und nekt sich mit den Bäumen.

Vom Kirchlein hallt der Stunde Schlag
Durch sonntagsstille Gassen;
Ein sonnenmüder Erntetag
Ist langsam am Erblassen . . .

Die Rose im Gesangbuch.

Erzählung von Marie Diers.

4

Die Alte hatte alles blink und blank in der kleinen, altvertrauten Stube, die Gardinen gewaschen, die Kommode mit der Uhr und den Porzellanhundemännchen ohne ein Stäubchen, der Fußboden weiß gescheuert und mit weißem Sand bestreut. Die Junge sah es sogleich und wußte, daß die Mutter um ihretwillen gestern bis spät geradert haben müsse. Dazu war heißer Kaffee da und ein Riesennapfkuchen.

„Na?“ sagte die Alte und blinzelte sie und das Kind mißtrauisch an, bereit, einen Sauf voll Klagen und traurigster Bekennnisse ausgeschüttet zu kriegen. Aber aus den tausend Fältchen ihres verwitterten Gesichts blickte ein verhaltes Hoffen: Läß mich auch was Gutes hören!

Nun, sie befam das Gute, und das Schlechte fiel vom Tisch in den weißen Sand und konnte am nächsten Sonnenabend mit ausgefegt werden. Mit Heinrich, da machte die Hanne gar kein Verstedens mehr, das war so und so, und bald würde es mit ihm beim Amen sein. Das ist nun mal so mit den Mannsbildern, wenn sie erst anfangen ins Glas zu gucken, dann kann man das Kapitel schon schließen. Aber daß sie das alles so aussprechen konnte und nichts verhielt und umwidelte, das machte die mißtrauische Alte froher mit jeder Minute.

Kam nun auch nicht darauf an, daß sich noch ein Kind meldete, die Alte hat deren sieben gehabt. Aber eins hat sie nicht erfahren und ist damit betrogen ins Grab gestiegen: daß die Hanne erst seit dem Mai und länger nicht Hebamme war, und sie hatten ihr vorgeredet, sie wäre es von Anfang an. — Und was sie mit keinem ihrer Enkel getan hatte, das Mieling nahm sie auf den Arm und zeigte ihr die Blümings am Fenster und die lütten Hule Hule draußen vor dem Haus und strakte ihr das weiche Blondköpfchen und brummte vor sich hin: „Büst 'n fein Diern, büst 'n lütten söten Druwappel.“

Im November kamen auf dem Flötsch zwei Jungs zur Welt. Da hat die Hanne doch ein paar runde Augen gemacht, das ging ihr denn doch ein bißchen über den Strich. Später kam's ihr denn, daß der liebe Gott wohl gewußt habe, daß dies doch das letztemal sei, denn mit Heinrich war's dann kein Einlassen mehr, und da sollte sie wenigstens gleich ihre Kiepe halbwegs voll bekommen.

Am selben Tage und vielleicht zur selben Stunde starb Mutter Haatsch, still und mürrisch und für sich. Keinem Menschen hatte sie etwas gesagt, hatte sich abends zu Bett gelegt und war morgens nicht mehr aufgestanden. Als man sie am späten Nachmittag nach Uhlsdörp holen wollte, fand man nur noch ihre sterbliche Hülle.

Was sie in Uhlsdörp gemacht haben, weiß ich nicht; die Uhlsdörper machten immer alles anders als andre Leute. Das Kind werden sie ja auch so zur Welt gebracht haben. Jedenfalls standen am zweiten Tag zwei Brüder vor Hannes Bett und sagten ihr, sie müsse aufstehen und mitkommen, der Wagen stände unten, sie müsse die Mutter zurechtmachen und ihre Sachen und alles nachsehen, und dann wollten die Melmser alle, daß sie Mutters Nachfolgerin werden solle.

Hanne weinte und weinte über die Todesnachricht, und sonst wollte sie nichts hören und nichts sagen. Mitgekommen ist sie, da war kein Fragen. Sie haben sanft und vorsichtig gefahren und sie dann auf dem Arm hineingetragen und an Mutters Bett gesetzt. Da hat sie sich wieder zurechtgefunden, wie sie das alte, faltige, eingedrückte Gesicht so still auf dem bunten Kissen liegen sah.

Sie hat dann mit dem ältesten Bruder alles ordentlich besorgt und verteilt, daß nirgends ein Zank oder schlechtes Wort kommen sollte. Viel zu verteilen war auch nicht da. Die Kleider hat sie sich genommen, die Uhr hatte der Älteste gekriegt. Dann hat sie einen Wunsch gehabt: „Au-

güst, ehr oll Gesangbauk, dat mücht ic woll giern hebbien.“ Und bei dem Wort stieg ihr ein leises Rot ins Gesicht bis unter die Haare, denn sie dachte an die gepreßte Rose darin und an ihre eigenen stillen Gedanken und an die Zukunft, an Mietling, ans Leben und Sterben, und wie das alles so kommt, so anders, als wie man sich denkt.

Aber August meinte, das Gesangbuch gehöre der Mutter in die Hände und in den Sarg. Das ging ihr denn auch in den Sinn. „Ja, hast recht.“ Sie ließ es sich herreichen, und während er mit dem Rücken zu ihr hin weiterkramte, öffnete sie das Buch an der Stelle, wo die weiße Rose lag. „Lieder für den Haus- und Ehestand.“

Wo Gott zum Haus nicht gibt sein Kunst,
Da arbeit' jedermann umsunst.
Vergebens, daß ihr früh aufsteht,
Dazu mit Sorgen schlafen geht,
Eßt euer Brot mit Ungemach.

Dem, wem's Gott gönnt, gibt er's im Schlaf. —

Das singen sie hier zu jeder Hochzeit, bei den Alten schon und jetzt bei den Jungen. Es ist wohl ein gutes Wort, aber wir merken nicht auf. Nachher klingt's nach. Sie strich mit dem Finger leise über die Rose. Sie hätte sie gern behalten — nein, es war besser so, man gab sie Muttern mit in ihr Grab. Das Schönste, was sie gehabt hat vom Leben. —

Leise legte sie das geschlossene Gesangbuch in die steifen Finger, schlängelte ein weißes Tüchlein darüber. Es war, als wäre ein zufriedenes Lächeln um den alten, eingefallenen Mund.

* * *

„Nein, wie die Melmser da wollten, das ging nicht. Warum nicht, fragten die, und der Schulz machte sich die Mühe, als er in Lehmsassen war, selber nach dem Flötchen hinaufzugehen. „Wojo wist du dat nich, Hanne? Kriegst Mudders Hus un Scheun un den Goar'n und hebst nids uttostahn. Röhne kann äwerall bi di Bauern helfen, de Lüd kennen di, und du kennst se, un eh du äwerall ierst denkst: Nu möt ic jawoll anfangen, denn is allens all afmaßt un fahrig un all.“

„Ja“, sagte Hanne und zupfte an ihrer Schürze... „dat is woll allens so.“

„Un dien Kinner“, fuhr der Schulz fort, „de sitten hier up den ollen Bähn, un bi uns könnens rumspringen as de Füllen up de Weid!“

„Ja, ja —“ sagte Hanne, „nee, nee — —“

Und bei dem „ja, ja“ stieg ihr das alles auf, was der Schulz ihr vorstellte, und bei dem „nee, nee“ stiegen ihre grauen, kahlen Arbeiterhäuser vor ihr auf und die Straßen voll Staub und die geschwärzten Gesichter, und die Frauen in der Fabrik, und all das Ungeheure, Bedrückte, das Freudlose und Verwirrte. Und sie sah den und den und die und die und die kleinen Kinder, denen sie ans Licht geholfen hatte, und die sie alle wiedererkannte auf den ersten Blick. Und sie sah ihre Zugbrücke vor sich und darunter den Fluß und hörte den Wind gehen, da faltete sie die Hände unter der Schürze, ihr Herz war plötzlich ganz fest und klar, und sie sagte: „Nee, lat man, Schult. Ich kann hier nich wech; wenn ein' soval dörchmaßt hett an ein Urt, dann is ein' festwassen. Aewer ich sech di nich

aff für Melms un de annern Dörper, wenn Si mi hebbien wollt, könnt Si mi halen.“

So war's gesagt, und so blieb es. „Erweiterte Arbeit“ hieß das Kapitel für Hanne Röhne. „Süh so, du büsst eine ganz Schlaue“, sagte der Schulze ärgerlich und brummte dann noch: „Wo du dat woll schaffen wilst, Mudder und Tochter in eins.“

Es ist ja nichts Neues und nichts besonders Rühmungswertes im plattdeutschen Lande, diese Arbeitslust und Arbeitswut, dieser Mut, sich auf einen zu übernehmen, was für zwei und drei nicht zu wenig wäre. Der alte Döhlmann wußte mit dieser Art Bescheid. Er sagte: „Die Arbeit kann auch zum Laster werden.“ Das kennt man wohl. Da sind Bauern, die lassen Frau und Kinder zugrunde gehen an Arbeit. Um elf in der Nacht dreschen sie noch bei einer qualmigen Laterne am Balken, und um drei Uhr ist schon die ganze Hoffstelle wieder lebendig. Sie sind insgeheim dem Herrgott böse, daß er den siebenten Tag zum Feiertag mache und man an dem nicht pflügen und mähen und den Stall ausmisten darf. Und Freude und Freundlichkeit und viele gute, stille Geister gehen mit zugrunde bei diesem ununterbrochenen Arbeitslärm.

Das ist das Land, wo die Arbeit Trumpf ist. Da sagt ein Kind dieses Landes: Wenn ihr mir noch mehr zu tun geben wollt, ich nehme auch das. Da war wieder einmal Hanne Röhnes Seele in Gefahr wie in den ersten drei Wochen, als Doktor Wildgans beobachtend danebestand.

„Mutter und Tochter in eins“, war insofern vom Schulzen zuviel gesagt, als die ganze Landwirtschaft, die Mutter Haakisch gehabt hatte, nun verpachtet werden konnte und nicht auf Hanne fiel. Dafür hatte diese aber den Stundenlangen Weg auf störrigen Leiterwagen und außerdem ihre eigenen Getriebe, und kurzum, es schlug in das Kapitel: Arbeitswut.

Da sind dann auch Zeiten gekommen, die schreibt keiner an die Wandtafel. Da war es kein Kimmerspäl mehr, was aber auf dem Spiel stand, war mehr, als die ganze Hanne selber wert war. Und wenn Mann und Kinder und Haus dabei verdorben und gestorben wären, so wäre es kein Wunder gewesen.

Dazt die Hanne mit all ihrem Saß und Pack glücklich da hindurckam, soll man aber nicht als Regel und Richtschnur im allgemeinen ansetzen. Es geht nicht. Die Hanne wußte nicht, daß sie Gott versuchte. Aber sie hatte ein Federwerk in sich, das von hundert nicht eine hat. Das Harte, Ausdauernde, die stoffliche Möglichkeit, hier durchzukommen, die hatte sie von Mutter Haakisch. Aber daß sie nicht zum blöden, trabenden Spanntier geworden ist, das kam noch aus einer andern Kraft her, die Mutter Haakisch schier vergessen hatte in ihrem langen Leben, und die ihr dann doch noch im Tode, nach dem Verscheiden, ein seltsames Lächeln um den alten Mund gezaubert hat.

Alle miteinander sind in den Sarg getan und begraben, Mutter Haakisch, das Gesangbuch und die Rose. Aber es ist schier eine Schelmerei vom lieben Gott, daß es am Ende nur ein Spiel ist für die Einfältigen, das Begraben und Verwesen. Denn was man längst tot glaubte und glauben mußte nach allen Gesetzen des stofflichen Le-

bens, ist plötzlich wieder mitten im Leben und erweist seine Kräfte auf mancherlei Art.

Heinrich Köhne war längst aus dem Amt; er ging hier und da auf kleinen Verdienst. Als die Eisenbahn nach Lehmhäusern kam, stand er dort und trug den Leuten ihr Gepäck. Das war das beste und liebste für ihn. Es machte ihm Spaß, schwere Koffer mit elegantem Schwung auf die Schulter zu nehmen und schlank und straff daherzuschreiten. Es fiel auch manches dabei für ihn ab; was er einnahm, verbrauchte er für sich; denn für die Kinder sorgte ja die Frau.

Die Kinder waren meist gesund, manchmal krank. Wenn sie krank waren, waren sie es gleich alle drei. Und dann lief die Mutter fort.

„Erweiterte Arbeit“, das Klingt so harmlos und so tüchtig und nett. Aber im Schöpfungsplan sind doch Bestimmungen getroffen, über die man sich mit den hübschesten Kapitelüberschriften nicht weglügen kann. Auch Hanne Köhne konnte nicht zugleich hinter der Zugbrücke oder in Uhlsdorf sein und auf dem Flötsch bei ihren fiebenden Kindern. Nein, das konnte sie nicht, und auf die bekannte „gute Nachbarin“, auf die sogar schon Bebel sein Frauenbuch gebaut hat, kann man keine kranken Kinder bauen. Kann sein, daß dieser Unterbau einmal nachgibt, dann fallen die Kinder ins Bodenlose.

Nicht einmal ihr ganzes Herz und alle ihre Gedanken konnte sie zu Hause lassen, denn dann fehlte es ihr in ihrem Hebammengeschäft, in dem man beides genau so nötig braucht wie geschilderte Hände. Sonst hatte sie im Umsehen das Fieber da und mußte das zu ihrem Schimpf anmelden bei Wildgans, und der verstand keinen Spaß in dem Fall.

Nun, Hanne hatte sich zuviel übernommen, das war's. Das ist auch eine Sünde, zumal des weiblichen Geschlechts, und nicht die kleinste. Es ist Geldgier und Arbeitswut, und es ist schiere Dummheit, als es auf Neuberechnung seiner selbst und Unterschätzung des weltumfassenden Schöpfungsplanes beruht, gegen das so ein unbeträchtliches Menschenwesen anrennen will.

Sie hätte es schon spüren sollen an Leib und Leben der ihr anvertrauten, an Leib und Leben ihrer eigenen Kinder, und all ihr ungestümes Wollen mitsamt ihrem stolzen Verstand hätte ihr als Scherbenhaufen vor den Füßen gelegen, daß sie darüber närrisch geworden wäre, wenn nicht nach dreiviertel Jahr die Sache ein Ende gehabt hätte, wenigstens in dieser Form.

Die Dörfer mußten sich wieder ihre eigene Hebamme anschaffen, und das war eine aus Hedenweg, aber keine aus der Kunst derer, die da leuchten wie die Sterne am Himmel. Der Schulz sagte von ihr, sie sei zu dummkopfig, und die Kühe verhielten sich die Milch, wenn sie im Stalle wäre. Da sei sie Hebamme geworden. Nun war wohl eine da, aber doch keine volle; und wenn das Döllste und Unsinnigste aus Hannes Leben auch hinausgetan war und sie Gott hätte danken müssen, daß sie so verhältnismäßig heil mit ihrem Sad und Pack da durchgekommen war, so blieb doch noch heil genug für sie übrig, und ihr ganzes Leben war ein ununterbrochenes Rennen und Laufen und Alle-Kräfte-und-Gedanken-Zusammenneh-

men, ein einziges Tagewerk ohne Feiertage durch ein ganzes, langes Menschenleben hindurch.

„Wenn es aber kostlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen, denn es fährt schnell dahin, als flögen wir davon.“

* * *

Es flog schnell dahin. Als sie ihr Herzblatt, ihr Mieling, am Einsegnungsaltar hatte, ließen ihr die Tränen über das Gesicht. Schon war es kein junges Gesicht mehr, schon ließen Rinnen hindurch, schon sah bisweilen Mutter Haak's Gesicht aus dem ihren heraus. Da dachte sie an ihre junge, blühende Zeit, wie sie hinter der Hecke nach ihrem Liebsten ausgeschaut hatte, und fast schien es ihr, als sei das gestern gewesen. Und nun kniete ihr Kind im schwarzen Kleidchen auf den Stufen des Altars.

Ein Jahr später hatte sie ihre Jungs davor, ein paar blitzhübsche Bengel, aber nicht ihre ungetrübte Freude, wie ihr Mieling es war. So blitzhübsch war auch der Mann gewesen, der jetzt als fröhgescheiterteres Bräck mit eingefallenem Gesicht und rotumränderten Augen neben ihr saß. Sie faltete die Hände und betete still für sich trockenen Auges und schwerbedrängten Herzens: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist.“

Sie hat's dann noch geschafft, die Hanne Köhne, mit ihrem Mieling. Sei es, daß das alte Wort von Großmutter Haak auch noch über diesem jungen Leben stand, zu haben, „wat nich alle Lüd habben und köhnen, wat nich alle Lüd köhnen“. Sie hat sie Lehrerin werden lassen und hat mit ihrem Blutgeld alles bezahlt, was dazu gehört. Der alte Wildgans mit seinen siebzig Jahren auf dem Rücken hat dagegen angekämpft, was er konnte.

Das sei ein Obenhinauswollen, hat er gesagt, weiter nichts. Der ganze alberne Bildungstrall der Ungebildeten sei es, hat er gesagt. Sie solle ihr lieber einen ordentlichen Mann verschaffen.

„Ach, die Männer —“ sagte Hanne Köhne, und in dem Augenblick war sie ganz und gar ihre Mutter und fehlte nichts daran. Da wurde der alte Wildgans so höhnisch, wie er nur konnte. Ach ja, die Männer, die seien ja auch ein minderwertiges Geschlecht, weil zwei in der Familie Haak zufällig Süper wären.

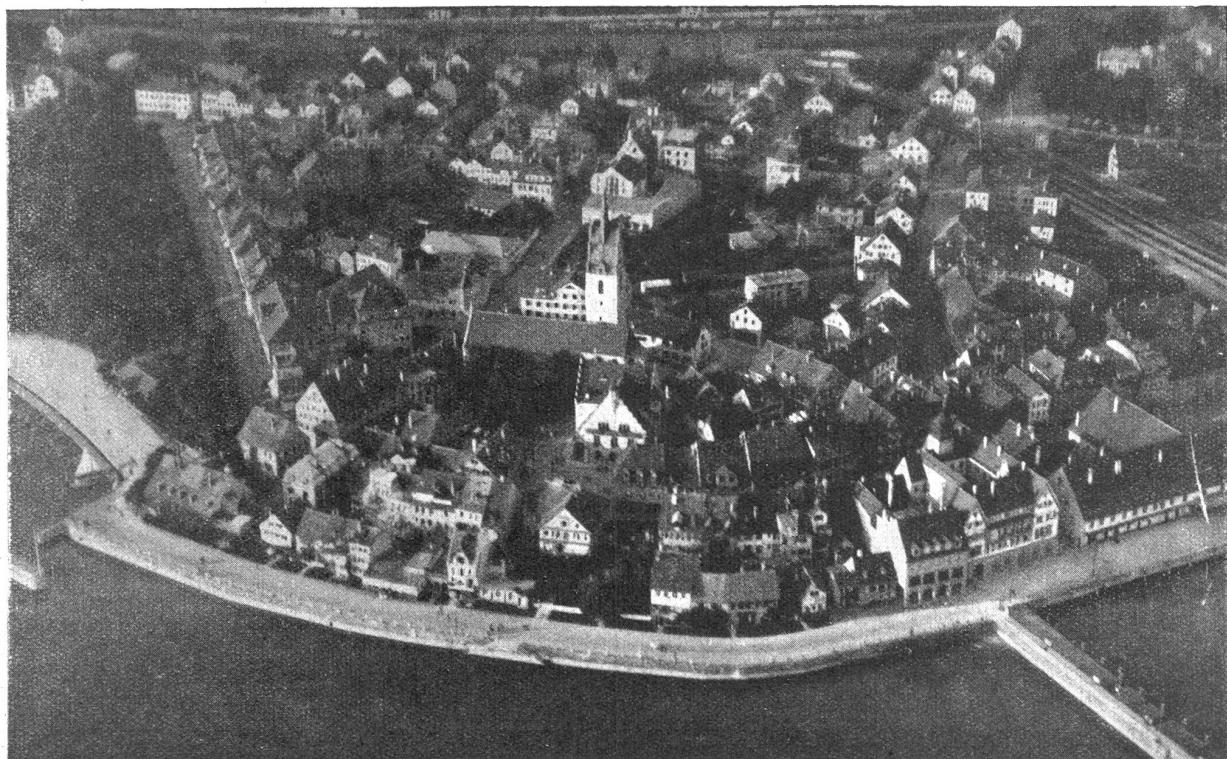
„Nee“, sagte Hanne, „dat nich.“

„Also was?“

„Also gor nihs. Newer Mieling soll Lehrerin war'n.“

So war es. Und der alte Wildgans hatte mit jedem Wort recht, aber Hanne Köhne hatte auch recht. Die meisten Menschen haben recht; aber das ist ja gerade das Unheil, und dann wundern sich die Leute, daß die Kriege nicht aufhören wollen.

Es sind dann noch schlimme Sachen gewesen in Hanne Köhnes Leben und Beruf. Die Menschen wurden immer gebildeter und immer klüger. Wie die Sommerfäden fliegen über das Land, wenn das Jahr abgeblüht hat und das sonnenheiße Korn herein ist und nur noch die Stoppeln stehen, so flogen lange Fäden über eine überreife Menschheit. Es sind immer Propheten über die arme Erde gegangen, und das Volk hat sie nicht unterscheiden gekonnt. Wenn man einmal alle die ungeschriebenen Bücher der Heb-



Der alte Stadtteil von Friedrichshafen am Bodensee. Das Bild gibt einen ausgezeichneten Überblick über den reizvollen Aufbau einer kleinen Stadt.

ammen aufschlagen wird, dann wird man die Schrift dieser Propheten finden.

Da kam, als die Bedern alt und lebenssatt ihren Dienst abgestellt hatte, eine Neue nach Lehmsassen, die Kleidete und haarkünstlerte sich feiner als Hanne Köhne in ihrem blau gedruckten, festgeknöpften Hausmacherkleid, mit ihrem fest weggedrehten blonden Haar. Zu der liefen alle Mädchen, die Hilfe brauchten, und dann auch viele Frauen. Der blühte oft kein Leben in den Spuren, die sie geschritten war, da war alles glatt und leer, und manch eine von ihren Kundinnen ging hin, als wäre nichts gewesen. Hanne Köhne aber sah mit runden, entsetzten Augen in eine neu heraufkommende Zeit.

Zwei oder drei Jahre hatte sie den alten Wildgans noch zur Seite. Dann schwand auch er, und zu dem Nachfolger fand sie kein Verhältnis mehr. Er war zu fein für sie. Er hatte keine Achtung für den gewöhnlichen Stand der Hebammen. Er grüßte sie auch nicht auf der Straße. Da lernte die Hanne auf ihre alten Tage kennen, wie schwer es ist, allein stehen zu müssen, ungescholten, aber auch unbeschützt und unbetreut. Denn jetzt sah sie erst, was für treue Hände über ihrem Leben gewaltet hatten, auch wenn sie trozig und starr sich ihnen entzogen hatte.

Das ist einer der harten Beschlüsse in Gottes Rat, daß man es in der Jugend, da doch alle Kräfte noch beisammen sind, so oft viel leichter hat als im Alter, wenn die Kräfte müde werden und man sich die Ruhe wohl verdient hätte. Die Hanne Köhne hat es erfahren, aber sie hat zur Not standgehalten, und mehr kann man von niemandem verlangen.

So ganz alleine, wie sie sich inwendig vorlagte, war sie aber auch gar nicht. Man fühlt nur eben das Schlimme mehr als das Gute. Es standen Mauern um sie her, zwischen denen ihr Lebensgärtlein doch windgeschützt blühen konnte

bis zum Ende. Diese Mauern freilich hatte sie sich selbst Stein für Stein zusammengetragen in ihren guten Tagen, als das Leben noch kostlich war. Das waren die Lehmsassener Herzen, die Frauenherzen, die an ihr im großen Vertrauen hingen, das waren die Mütter, im reichen und im armen Stande, die sie in Ehren hielten, sich auf der Straße ihrer Bekanntschaft mit ihr nicht schämten, herüberliesen, ihr die Hand drückten, nach Mieking und den Jungs fragten. Da war die Frau des jungen Strack, der die Eisenfabrik hatte, die sagte zu ihren Kindern: „Frau Köhne ist so viel wie eure zweite Mutter, der verdankt ihr alle, daß ihr mit gesunden Gliedern herumläuft.“ Da sahen geschwärzte Arbeitgesichter sie so vertrauend an: „Ah, Köhnen, latens uns doch man nich in Stich. De Nie', dat is jo 'ne ganze Lausige. De ehr Finger mag man jo nich an sien eigen Fru heben!“

Je weiter das Alter vorrückt, je schwerer die Last. Wie wird die Hanne Köhne der neuen Zeit standhalten, die wie eine einzige große, schmutzige Welle daherkommt?

Daz sie es getan hat, daß sie es noch heute tut, das muß aus Kräften hervorgehen, die nicht in jedem Menschen wohnen. Wieviel Dank mag sie schuldig sein einem Paar alter, verdorrter Hände, die sich um ein Gesangbuch und eine Rose schließen.

— Ende —

„Im Zeppelin über der Schweiz“.*)

Am 26. September 1929 trat Dr. Edener mit dem Schiff „Graf Zeppelin“ von Friedrichshafen aus seine erste Schweizerfahrt an. Er ließ ihr noch etliche weitere Fahrten folgen und hat auch in diesem neuen Jahre vor und nach

*.) 36. der „Schaubücher“, Verlag Orell Füssli. Mit 55 Bildern, eingeleitet von Hans von Schiller, Begleittext von Dr. Eugen Dietschi. Unsere Abbildungen sind Illustrationsproben aus dem Werklein, uns durch den Verlag gütigst zur Verfügung gestellt.